

## I. Zur historischen Methode.

1. Geschichte ist eine Wissenschaft, sollte es wenigstens sein. „Wissenschaft“ aber kommt von „wissen“; also nur was wir wissen können, gehört in die Geschichte. Alles Wissen von historischen Vorgängen aber beruht in letzter Linie auf gleichzeitiger Überlieferung, Denkmälern, Urkunden, oder Berichten, die von Zeitgenossen der betreffenden Ereignisse verfaßt, oder doch aus deren Munde geschöpft sind. Denn eine durch mehrere Generationen bloß mündlich fortgepflanzte Überlieferung kann unmöglich ein richtiges Bild der Ereignisse geben. Nur solche Erlebnisse, die für uns selbst von wichtiger Bedeutung gewesen sind, bleiben dauernd in unserem Gedächtnisse haften, und selbst da entschwinden uns im Laufe der Jahre sehr häufig die Einzelheiten. Dinge, die wir von anderen erzählen hören, die aber auf unser eigenes Schicksal keinen unmittelbaren Bezug haben, prägen sich uns viel weniger fest ein; und wenn wir sie nach Jahren weiter erzählen, wird diese Erzählung in manchen Punkten ganz anders lauten, als was wir gehört hatten. Wie viele von meinen Lesern sind wohl imstande, aus dem Gedächtnis auch nur die Vornamen ihrer acht Urgroßeltern anzugeben, oder gar das Jahr, in dem sie geboren und gestorben sind? Und doch handelt es sich dabei nur um eine Vergangenheit, die kaum ein Jahrhundert zurückliegt, und um die eigene Familiengeschichte. Was aber von dem einzelnen gilt, gilt ebenso von ganzen Völkern; denn ein Volk ist ja nichts anderes als eine Gemeinschaft von Individuen gleicher Sprache und Sitte. Jede bloß mündliche Überlieferung wird schon innerhalb weniger Generationen bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Was würden wir von Karl dem Großen wissen, wenn wir nichts weiter hätten,

als das französische Ritterepos? Oder wie würde die römische Geschichte aussehen, wenn wir sie aus den mittelalterlichen Sagen über die Baudenkmäler in Rom rekonstruieren müßten? Und doch haben sich diese Sagen gebildet, obgleich es daneben eine schriftliche Überlieferung gab. Mit Recht sagt Polybios, er habe sein Thema gewählt διὰ τὸ τοὺς χρόνους οὕτω συντρέχειν τοὺς πίπτοντας ὑπὸ τὴν ἡμετέραν ἱστορίαν ὥστε τοὺς μὲν καθ' ἡμᾶς εἶναι, τοὺς δὲ κατὰ τοὺς πατέρας ἡμῶν· ἐξ οὗ συμβαίνει τοῖς μὲν αὐτοὺς ἡμᾶς παραγεγονέναι, τὰ δὲ παρὰ τῶν ἑωρακῶτων ἀκηκοέναι. τὰ γὰρ ἀνωτέρω προσλαμβάνειν τοῖς χρόνοις, ὡς ἀκοῇ ἐξ ἀκοῆς γράφειν, οὐκ ἐφαίνειθ' ἡμῖν ἀσφαλεῖς ἔχειν οὔτε τὰς διαλήψεις, οὔτε τὰς ἀποφάσεις. (IV 2, 2. 3).

Darauf beruht die Scheidung zwischen Geschichte und Vorgeschichte. Nur schriftliche Quellen vermögen uns die Kenntnis historischer Vorgänge zu vermitteln; wo sie fehlen, und uns nur stumme Monumente als Zeugen der Vergangenheit zu gebote stehen, gibt es keine Geschichte im eigentlichen Sinne des Wortes mehr, da wir nur noch Zustände zu erkennen vermögen, und selbst diese nur unvollkommen. Denn die Monumente geben uns wohl über die äußere Seite der Kultur Aufschluß, aber nicht über ihr inneres Wesen, die politischen, sozialen, wirtschaftlichen Verhältnisse, das Geistesleben, ja auch nur über Nationalität und Sprache, also über alles das, worauf es in erster Linie ankommt. Über das alles sind höchstens Vermutungen möglich. Dabei ist es ganz gleichgiltig, ob schriftliche Urkunden überhaupt fehlen, oder ob wir sie nur nicht zu deuten verstehen. Solange die Hieroglyphenschrift nicht entziffert war, wußten wir nichts von der älteren Geschichte Aegyptens, oder vielmehr weniger als nichts, denn wir hatten nur die trügerischen Berichte der Griechen. Auch die minoische Zeit wird so lange der Vorgeschichte angehören, bis uns die Interpretation ihrer Schriftdenkmäler gelungen sein wird.

Die ältesten uns erhaltenen Inschriften in griechischem Alphabet und griechischer Sprache gehen kaum über den Anfang des VII. Jahrhunderts hinauf, und auch das Altertum besaß, soviel wir sehen, kein Dokument, das älter gewesen

wäre als die Mitte des VIII. Jahrhunderts (oben 1. Abt. S. 22). Aus derselben, oder doch einer nicht viel früheren Zeit stammen die ältesten Teile des homerischen Epos, von einzelnen Formeln und Beiwörtern abgesehen. Was vorher liegt, gehört also der prähistorischen Zeit an. Von der wußten nun freilich die griechischen Historiker seit Hekataeos ein farbenreiches Bild zu geben, auf Grund der Heldensage, wie sie in den Epen erzählt war, und eigener Kombinationen, die diese Sagen in ein pragmatisches System brachten, und dies System hat dem ganzen späteren Altertum als Geschichte gegolten. Die Neueren sind dann auf diesem Wege weiter geschritten und haben auf dem von Hekataeos gelegten Grunde lustig fort-kombiniert, nach derselben Methode, wie der alte Milesier. Noch heute sehen wir Sprachforscher und Archäologen um die Wette bemüht, die Ergebnisse ihrer Forschungen, so gut es eben gehen will, mit dieser Sagengeschichte in Einklang zu setzen.

Wer sich davon überzeugen will, was solche Rekonstruktionen der Vorgeschichte auf Grund einer sagenhaften Überlieferung wert sind, braucht nur auf die Berichte mittelalterlicher Chronisten einen Blick zu werfen. Falls er dazu keine Zeit hat, findet er eine Blütenlese in Buckles Geschichte der Zivilisation in England (I Kap. 6). Diese Chronisten, oder die Gewährsmänner, denen sie folgen, kombinierten ganz in derselben Weise wie ihre griechischen Vorgänger. Paris sollte nach Paris, dem Sohne des Priamos, benannt sein, der nach der Zerstörung von Troia dorthin geflohen sei, Troyes galt, wegen seines Namens als Gründung der Troer, Francus, der Stammvater der Franzosen, sei ein Sohn Hektors gewesen, die Briten stammten von Brutus ab, einem Sohne, oder wie andere meinten, einem Großenkel des Aeneias. Die Stammbäume der Königshäuser wurden bis zu Noah und Adam hinaufgeführt, ganz wie in Griechenland bis zu Herakles und Zeus. Solche Dinge standen bei den angesehensten Schriftstellern, und nirgends regte sich ein kritischer Zweifel.

Wir haben keinen Grund, uns diesen Männern gegenüber auf das hohe Pferd zu setzen. Denn was Otfried Müller und

seine Nachfolger getrieben haben und noch treiben, ist um kein Haar besser, oder vielmehr, es ist sehr viel schlimmer, weil es im prunkenden Gewande der Gelehrsamkeit einherstolzisiert und sich für Wissenschaft ausgibt. Der Unterschied ist nur der, daß uns zur Kontrolle der Kombinationen mittelalterlicher Chronisten eine beglaubigte historische Überlieferung zu Gebote steht, die uns für die griechische Vorgeschichte fehlt. Aber eben darum müssen wir hier doppelt vorsichtig sein. Es ist ja an sich sehr wahrscheinlich, daß auch historische Ereignisse in den griechischen Sagen sich widerspiegeln; aber kein menschlicher Scharfsinn ist imstande, diesen historischen Kern aus den Sagen herauszuschälen, solange wir dafür kein anderes Hilfsmittel haben, als diese Sagen selbst. Im besten Falle gelangen wir hier zu Möglichkeiten, die ja subjektive Wahrscheinlichkeiten sein mögen, aber damit ist der Wissenschaft nicht gedient. Wenn wir aus diesem Dilettantismus herauskommen wollen, gibt es nur einen Weg: wir müssen die ganze Sagenkritik beiseite werfen und uns auf das beschränken, was aus den Monumenten, aus der Sprache und durch Rückschlüsse aus den Zuständen der historischen Zeit sich ermitteln läßt. Dabei ist es freilich unumgänglich nötig, daß die Probleme scharf formuliert und bis in ihre letzten Konsequenzen durchgedacht werden. Nur so können wir in der Vorgeschichte festen Boden unter die Füße bekommen.

2. Doch die vorhistorische Zeit geht keineswegs unvermittelt in die historische Zeit über. Auch nach der Annahme der Buchstabenschrift bleibt die Zahl der schriftlichen Urkunden zunächst sehr gering; erst im VI. Jahrhundert beginnen sie häufiger zu werden. Aber selbst die größte Fülle von Urkunden vermag das Fehlen einer historiographischen Überlieferung nicht zu ersetzen, denn die Urkunde fixiert nur einen Moment der historischen Entwicklung und läßt uns über deren Zusammenhänge im unklaren. Ein geschulter Historiker hätte aus diesem Material freilich eine recht befriedigende Darstellung wenigstens der Geschichte des VI. Jahrhunderts zu schaffen vermocht, aber das Altertum hat einen solchen

---

§ 2. Die Geschichte der Frühzeit. — Historiographische Überlieferung. 5

---

Historiker nicht besessen, und uns ist dies Material bis auf dürftige Trümmer verloren. So dürfen wir bis zum Beginn der griechischen Historiographie am Anfang des V. Jahrhunderts nur solche Angaben verwerten, von denen es sich beweisen oder doch in hohem Grade wahrscheinlich machen läßt, daß sie auf urkundlicher Überlieferung beruhen; die bloß sagenhafte Überlieferung, oder die Kombinationen späterer Historiker, sind beiseite zu werfen. Es mag ja sein, daß es hier und da, namentlich in Ionien, Stadtchroniken schon seit der zweiten Hälfte des VI. Jahrhunderts gegeben hat; aber überliefert ist davon nichts, und von Athen wissen wir, daß es noch im V. Jahrhundert nicht der Fall gewesen ist (Thuk. I 97, 2); was Neuere von dem „Exegeten“ zu erzählen wissen, der eine solche Chronik seit Anno Tobak geführt habe, sind Phantasien, die ein Blick auf die Beschaffenheit unserer Überlieferung widerlegt. Wir vermögen also, auch für die Periode vom VIII. bis zum VI. Jahrhundert, nur die Hauptpunkte der Entwicklung zu erkennen.

Aber auch die gleichzeitige oder doch fast gleichzeitige historiographische Überlieferung, wie sie uns für die Zeit seit den Perserkriegen vorliegt, darf nur mit Vorsicht benutzt werden. Für Herodot, der ja sein Material erst eine Generation nach den Ereignissen gesammelt hat, die den hauptsächlichsten Inhalt seines Werkes bilden, ist das heute allgemein anerkannt. Es gilt aber mehr oder minder von allen übrigen antiken Historikern, selbst von Thukydides. Wo dieser von Ereignissen spricht, die vor seiner Zeit liegen, wie die Kolonisationsgeschichte Siciliens, der Sturz der Peisistratiden oder die Flucht des Themistokles und der Verrat des Pausanias, bedarf das keiner Begründung; seine Darstellung ist hier im besten Fall so viel wert, wie die Quellen, die er vor sich gehabt hat. Und auch da, wo er Zeitgeschichte gibt, ist er keineswegs immer unbedingt zuverlässig. Das sollte eigentlich einer Hervorhebung nicht bedürfen. Aber eben weil Thukydides als Historiker so hoch steht, wie kaum ein zweiter aus dem Altertum, und weil unsere Kenntnis der Zeit, die er geschildert hat, in der Hauptsache auf ihm beruht, sind wir nur zugeneigt,

den Wert seines Zeugnisses zu überschätzen. Hat doch Hans Delbrück keinen Anstand genommen, sich „mit Stolz als Thukydides-Theologen zu bekennen“, und Eduard Meyer, der es zwar nicht sagt, tut es in der Sache nicht minder. Dem gegenüber wird es gut sein, nicht zu vergessen, daß der Wert der Tatsachen, die Thukydides berichtet, von den Gewährsmännern abhängt, die er vor sich hatte, daß die Auswahl der Tatsachen subjektiv, die Darstellung keineswegs immer gleichmäßig ist, und daß überall da, wo Thukydides nicht Tatsachen berichtet, sondern sein eigenes Urteil gibt, dies Urteil auf seine Berechtigung hin geprüft werden muß.

Es muß eben jede Überlieferung kritisch gesichtet werden, und gerade die beste Überlieferung am schärfsten, denn wir geben uns nur zu leicht der Autorität gefangen. Zu einer solchen Prüfung gehört freilich Verständnis für die Dinge, von denen die Historiker reden, also politische, wirtschaftliche, militärische Kenntnisse, die bei Philologen vermöge ihres Bildungsganges nicht immer zu finden sind; daher man denn in philologischen Kreisen auf diese „Sachkritik“ mitunter recht schlecht zu sprechen ist.

Nicht minder wichtig aber als die kritische Sichtung ist die Ergänzung unserer Überlieferung. Es ist zum größten Teil Thukydides' Verdienst, daß wir keine zweite Periode der griechischen Geschichte so genau kennen, wie die ersten 21 Jahre des peloponnesischen Krieges. Aber trotzdem uns auch sonst eine reiche Überlieferung über diese Periode zu Gebote steht, bleiben doch selbst hier noch weite Lücken in unserer Erkenntnis, und das gilt dann natürlich in noch viel höherem Maße für alle übrigen Teile der griechischen Geschichte. Diese Lücken lassen sich sehr oft durch Rückschlüsse aus den uns bekannten Tatsachen ausfüllen. Es ist das eine Methode, die wir im Leben beständig anwenden, ohne uns dessen bewußt zu werden, denn unsere Sinne vermitteln uns nur isolierte Eindrücke, aus denen wir die Existenz und das Wesen der uns umgebenden Dinge erschließen müssen. Je dürftiger unsere Überlieferung ist, desto mehr sind wir auf solche Rückschlüsse angewiesen; daher die große Wichtigkeit

dieser Methode gerade für die Geschichte des Altertums. Wenn wir nur die Fragen richtig zu stellen wissen, können wir auf diesem Wege über sehr vieles Auskunft erhalten, wovon in unserer direkten Überlieferung nichts steht. So ist es, um ein Beispiel zu geben, nur auf diesem Wege möglich gewesen, zu einer Erkenntnis der Bevölkerungsverhältnisse des Altertums zu gelangen. Und die so gewonnenen Tatsachen sind sicherer als sehr vieles von dem, was mit ausdrücklichen Worten in unseren Quellen erzählt wird, so daß wir hier ein Mittel haben, die Richtigkeit unserer Überlieferung zu prüfen. Der Fortschritt, den die Erkenntnis des Altertums in unserer Zeit gemacht hat, beruht zum sehr großen Teil eben auf der Anwendung dieser Methode.

Kritik der Überlieferung und Rückschlüsse aus den so ermittelten Tatsachen lehren uns, um Rankes vielberufenes Wort zu brauchen, „wie es eigentlich gewesen ist“. Das festzustellen, ist die nächste Aufgabe der historischen Wissenschaft. Aber damit allein ist sehr wenig gewonnen; es wäre schade um die Zeit, die wir auf die Erforschung der Geschichte verwenden, wenn wir nichts weiter erreichten. Das Ziel ist ein höheres; wir sollen erkennen, nicht nur wie es gewesen ist, sondern warum es so gekommen ist und so hat kommen müssen. Nur wenn sie dieser Forderung genügt, verdient die Geschichte den Namen einer Wissenschaft im vollen Sinne des Wortes. Und gerade die griechische Geschichte, mit ihrer streng gesetzmäßigen Entwicklung, seit dem Verfall der minoischen Kultur bis zur römischen Eroberung fast unbeeinflusst durch Einwirkungen von außen, läßt die Ursachen, von denen diese Entwicklung bedingt worden ist, klarer erkennen, als die Geschichte vielleicht irgend eines anderen Volkes. Darin liegt ihr geschichtsphilosophischer Wert, wenn es gestattet ist, diesen Ausdruck zu brauchen. Die Leute freilich, die Geschichtsphilosophie, oder wie man heute sagt, Soziologie treiben, kennen meist die griechische Geschichte nicht, oder sie kennen doch nur das Zerrbild, das bis vor wenigen Jahrzehnten unsere Handbücher gaben.



3. Die Ergebnisse der historischen Forschung zu einem Gesamtbilde zu gestalten, und dabei namentlich den kausalen Zusammenhang der Begebenheiten zur Anschauung zu bringen, ist Aufgabe der Geschichtschreibung. Sie ruht zwar auf wissenschaftlichem Grunde, aber sie selbst ist kein Teil der historischen Wissenschaft mehr, sie ist eine Kunst und folgt als solche künstlerischen Gesetzen. Das gilt zunächst von der Form, namentlich von der Gruppierung des Stoffes; es gilt aber auch von dem Inhalt. Eine historiographische Darstellung soll vor allem lesbar sein; sie darf zwar nichts enthalten, was mit den Ergebnissen der historischen Forschung in Widerspruch steht, sie darf aber, innerhalb engezogener Grenzen natürlich, die Lücken ausfüllen, die in diesen Ergebnissen bleiben. Sie darf manches, was in den Quellen nur angedeutet ist, schärfer herausarbeiten, sie darf es namentlich versuchen, einen Kausalzusammenhang auch da herzustellen, wo ein strenger Beweis dafür nicht zu führen ist. Das gilt ganz besonders von der Darstellung der Persönlichkeiten. Wir haben in der alten Geschichte nur selten hinreichendes Material, um daraufhin eine Charakteristik der leitenden Männer zu geben; und doch dürfen Charakterschilderungen in einem Zeitbild nicht fehlen, denn die geistigen und politischen Strömungen treten nicht als solche in die Erscheinung, sondern in ihren Trägern verkörpert. Hier muß die Geschichtschreibung versuchen, auf Grund der Züge, welche die Überlieferung bietet, ein Charakterbild zu entwerfen, das dann freilich von objektiver Treue oft weit entfernt sein mag; aber ist denn eine objektive Charakteristik einer Persönlichkeit überhaupt möglich? Und auch ganz abgesehen von alledem wird eine historiographische Darstellung immer ein subjektives Moment enthalten, denn niemand vermag einen Vorgang so zu schildern, wie er sich abgespielt hat, sondern jeder schildert ihn so, wie er in seinem eigenen Geiste sich spiegelt. Der Historiker soll auch gar nicht objektiv sein, denn diese sogenannte Objektivität läuft meist darauf hinaus, daß die Auffassung der Quelle einfach wiedergegeben wird; auch wird niemand bei anderen Interesse an Dingen erwecken, an denen er selbst



keinen Anteil nimmt. Ein guter Historiker wird allerdings seine eigene Auffassung der Dinge äußerlich so wenig als möglich hervortreten lassen und so dem Leser, ohne daß es diesem zum Bewußtsein kommt, die Ereignisse in der Beleuchtung zeigen, die er selbst für die richtige hält. So verhält sich die historiographische Darstellung zu den Ergebnissen der historischen Forschung etwa wie ein Porträt von Künstlerhand zu einer Photographie; und ein solches Porträt gibt oft ein richtigeres Bild einer Persönlichkeit als die photographische Platte. Freilich nur, wenn es ein Meister gemalt hat. Denn neben der objektiven steht die künstlerische Wahrheit; und das gilt auch für die Geschichtschreibung.

## II. Die neuere Forschung.

4. „Die Kunde der hellenischen Altertümer steht noch in ihren Anfängen; großer Stoff ist vorhanden, die meisten wissen ihn nicht zu gebrauchen. Wenige Gegenstände sind genügend abgehandelt, weil, wer einzelnes einigermaßen erschöpfen will, das Ganze kennen muß: ein Entwurf des Ganzen, mit wissenschaftlichem Geiste und umfassenden Ansichten gearbeitet, und nach festen Begriffen geordnet, nicht wie die bisherigen ein roher und unzusammenhängender Wust, nicht von einem Zusammenträger, sondern von einem Forscher und Kenner, ist um so mehr ein Bedürfnis des gegenwärtigen Zeitalters, je mehr sich die Masse der Altertumsgelehrten, der jüngeren vorzüglich, in einer an sich keineswegs verächtlichen, aber meist auf das Geringfügigste gerichteten Sprachforschung und kaum mehr Wort-, sondern Silben- und Buchstabenkritik selbstgenügsam gefällt.“

So schrieb Böckh vor jetzt einem Jahrhundert in den „Vorerinnerungen“ zu seiner „Staatshaushaltung“. Eben damals begann ein Umschwung sich anzubahnen; die geistige Bewegung, welche die große Revolution einleitete, und vor allem diese Revolution selbst hatten das lebendige Verständnis

für die alte Geschichte geweckt, aber die Bannerträger der neuen Richtung wandten zunächst der römischen Geschichte sich zu. Noch in Böckhs eigenem Werke, der „Staatshaus-haltung“, der ersten großen Leistung auf dem Gebiet der griechischen Altertumskunde (1. Aufl. Berlin 1817), ist von historischem Sinn recht wenig zu spüren, obgleich das Buch Niebuhr gewidmet ist. Die Behandlung des Stoffes ist rein dogmatisch, ohne daß auch nur der Versuch gemacht würde, die Entwicklung, sei es der Volks- und Staatswirtschaft selbst, sei es der Finanzverwaltung zur Anschauung zu bringen. Der Schwerpunkt des Ganzen liegt durchaus in den anti-quarischen Untersuchungen; aber es war doch ein sehr be-deutender Fortschritt, daß daneben auch die volkswirtschaft-liche Seite des Gegenstandes zur Geltung kam. Freilich die Gabe, „sich philologische Überlieferung als wirklich vorzu-stellen“, um Niebuhrs Wort zu brauchen, war Böckh versagt, und seine Kritik bleibt darum oft an der Oberfläche; es ist philologische, nicht historische Kritik.

Auch bei Böckhs Schüler Otfried Müller spürt man noch kaum einen Hauch Niebuhrschen Geistes. So viel verständiges er in seinen „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mytho-logie“ (Göttingen 1825) gesagt hat, so bewegt sich seine historische Forschung doch ganz in den alten Geleisen. In seinen „Geschichten hellenischer Staaten und Stämme“ (Breslau 1824) bemüht er sich, die Mythen in Geschichte umzusetzen, nach derselben Methode wie einst Hekataeos oder Ephoros, unbekümmert darum, daß Niebuhr wenige Jahre früher die römische Sagengeschichte in Trümmer ge-schlagen hatte. Der Gedanke, die Haltbarkeit des Fundaments zu untersuchen, auf dem er baute, scheint ihm nie gekommen zu sein. Da er ein sehr gelehrter und auch scharfsinniger Mann war, da ferner sein Lehrer Böckh für die nötige Reklame sorgte, ist er zur Autorität geworden, an der noch der heutige Philologe nicht ohne eine Verbeugung vorübergeht; und so hat er den Karren der griechischen Geschichte noch tiefer in den Sumpf gefahren, in dem er schon steckte, so tief, daß wir ihn noch immer nicht ganz haben herausziehen können.